

ANDREÏ MAKINE | Die Frau vom Weißen Meer

Über dieses Buch

»Eigentlich eine ganz banale Geschichte, doch geschrieben von Makine wird daraus ein fein gesponnenes psychologisches Drama.«

Bayerischer Rundfunk

»Schmerzvoll, poetisch, brutal gut.«

Aachener Zeitung

»Andreï Makine hat einen großartigen Roman über Schein und Sein geschrieben. Das poetische kleine Buch ist ein kompositorisches Meisterstück.«

Märkische Allgemeine

»Makine inszeniert diese Liebesgeschichte auf eine geradezu perfekte Art. Bis zum Schluss baut er kontinuierlich die Spannung auf.«

Deutschlandradio Kultur

»Ein charmanter Roman über die Liebe und die Hoffnung in einem kleinen Ort, irgendwo am Ende der russischen Weite.«

Osnabrücker Zeitung

»Ein wunderschön-trauriger Roman.«

hr-online

»Schlicht wirkt diese Liebesgeschichte, sehr geradeaus erzählt, und diese Schlichtheit besticht. Ein gutes Buch: Es stimmt ruhig und melancholisch, ganz so, als habe man lange ein altes Foto betrachtet.«

NZZ online

Über den Autor

Andreï Makine wurde 1957 in Sibirien geboren. Er studierte Philologie in Moskau und Twer, seit 1987 lebt er in Paris. 1995 erhielt sein vierter Roman, »Das französische Testament«, die beiden bedeutendsten französischen Literaturpreise, den »Prix Goncourt« und den »Prix Médicis«. »Das französische Testament« wurde in siebenundzwanzig Sprachen übersetzt und weltweit über eine Million Mal verkauft.

ANDREÏ MAKINE

Die Frau vom Weißen Meer

Roman

Aus dem Französischen
von Holger Fock und Sabine Müller

Diana Verlag

Die Originalausgabe erschien 2004 unter dem Titel
La Femme qui attendait bei Éditions de Seuil



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften
Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Taschenbucherstausgabe 12/2009
Copyright © 2004 by Éditions du Seuil
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2007
by Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg
Copyright © dieser Ausgabe 2009 by Diana Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Herstellung | Helga Schörnig
Umschlagillustration | © Michael Engler/Bilderberg
Umschlaggestaltung | Hauptmann & Kompanie Werbeagentur,
München – Zürich, Teresa Mutzenbach unter Verwendung
des Originalumschlags von © Katja Maasböl
Satz | Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany 2009
978-3-453-35268-1

<http://www.diana-verlag.de>

Die Frau vom
Weißen Meer

Erster
Teil

1

»Eine Frau, die so sehr zum Glück bestimmt war (und wäre es nur zu einem rein körperlichen Glück, ja, zu einem banalen körperlichen Wohlbefinden), die sich, fast möchte man sagen, unbekümmert für die Einsamkeit entschieden hat, für die Treue zu einem Abwesenden, den Verzicht auf Liebe ...«

Diesen Satz habe ich in jenem sonderbaren Moment geschrieben, wo man plötzlich glaubt, einen anderen (diese Frau, Vera) zu kennen. Zuvor ist es Neugier, Ahnung, das Lechzen nach Geständnissen. Die Sehnsucht nach dem anderen, das Gefühl, von etwas angezogen zu werden, das in ihm schlummert. Hat man sein Geheimnis erst entschlüsselt, fallen jene oft selbstgefälligen Worte und Urteile, die zerlegen, festhalten, einordnen. Alles wird begreiflich und selbstverständlich. Nun kann sich Gewohnheit oder Gleichgültigkeit in eine Liebesbeziehung einschleichen. Das Geheimnis des anderen ist vertraut. Sein

Körper wird zu einer Mechanik körperlicher Reize, die das Begehren weckt oder nicht weckt, seine Liebe gehört zum Bestand absehbarer Reaktionen.

In diesem Stadium ereignet sich tatsächlich so etwas wie ein Mord, wir töten jenes unendliche und unerschöpfliche Wesen, dem wir begegnet sind. Wir haben es lieber mit einer Wortfügung zu tun als mit einem Lebewesen ...

Es muss in jenen Septembertagen gewesen sein, in einem Dorf tief in den Wäldern, die sich bis zum Weißen Meer erstrecken, als ich solche Überlegungen niederschrieb: »unerschöpfliche Wesen«, »ein Mord«, »eine durch die Wörter entblößte Frau« ... Damals (ich war sechsundzwanzig Jahre alt) schienen mir diese Schlüsse sehr scharfsinnig zu sein. Ich empfand den wohlthuenden Stolz, das heimliche Leben einer Frau, die ihrem Alter nach meine Mutter hätte sein können, erraten und ihr Schicksal in einigen gutgedrechselten Sätzen ausgedrückt zu haben. Ich dachte an ihr Lächeln, an das Winken, mit dem sie mich grüßte, wenn sie mich von weitem am Seeufer sah, an die Liebe, die sie so vielen Männern hätte schenken können und die sie keinem gab. »Eine Frau, die so sehr zum Glück bestimmt war ...« Ja, ich war ziemlich stolz auf meine Analyse. Ich erinnerte mich sogar, dass ein Kritiker im neunzehnten Jahrhundert von der Dialektik der Seele gesprochen hatte und damit jene Kunst bezeichnete, mit der Schriftsteller die Widersprüche der menschlichen Psyche ergründen. »... eine Frau, die zum Glück bestimmt war, die aber ...«

An jenem Septemberabend klappte ich mein Notiz-

buch zu und betrachtete eine Handvoll kalter, gesprenkelter Heidelbeeren, die Vera auf meinem Tisch verstreut hatte, während ich weg war. Im Fenster stand der Himmel über den dunklen Kronen des Waldes und erinnerte mit seiner milchigen Blässe an das einige Wegstunden entfernt schlummernde Weiße Meer, das bereits auf den Winter wartete. Von Veras Haus führte ein Pfad durch Dickicht und über Hügel zur Küste. Ich dachte daran, wie einsam diese Frau war, wie sie in sich ruhte, ich stellte mir ihren Körper vor (ich spürte ganz körperlich die wohlige Wärme, in die diese Frau sich in einer klaren Frostnacht unter der Bettdecke eingesponnen hatte), und da begriff ich plötzlich, dass keine Dialektik der Seele das Geheimnis dieses Lebens ausdrücken konnte. Dass dieses Leben für solche gelehrten Analysen viel zu eindeutig und auf schmerzliche Weise einfach war.

Das Leben einer Frau, die immer auf den Mann gewartet hat, den sie liebte. Ohne jedes Geheimnis.

Rätselhaft oder vielmehr anekdotenhaft daran war nur mein Irrtum: Nach unserer ersten Begegnung Ende August, die bloß wenige Sekunden gedauert hatte, sah ich Vera Anfang September wieder. Doch ich erkannte sie nicht. Ich war überzeugt, es handele sich um zwei verschiedene Frauen.

Die mir allerdings beide »so sehr zum Glück bestimmt« schienen.

Später entdeckte ich die Unebenheiten der Wege, das lebendige, nach jeder Biegung neue Kleid der Bäume, die

weitgeschwungenen Uferlinien des Sees, denen ich bald mit geschlossenen Augen folgen konnte. Aber an jenem Tag im Spätsommer begann ich gerade erst, das Land zu erkunden, und marschierte aufs Geratewohl los, ich war gespannt und freute mich auf die Entdeckung eines verlassenen Dorfes hinter dem Lärchenwald oder auf den seiltänzerischen Balanceakt, über eine schmale, halbzerfallene Holzbrücke zu gehen. Ausgerechnet am Rand eines scheinbar unbewohnten Dorfes erblickte ich sie dann.

Zuerst dachte ich, ich hätte ein Liebespaar überrascht. Im Gestrüpp, das am Seeufer wucherte, blitzte eine blendend weiße Hüfte auf, ich sah einen unter der Anstrengung gewölbten Oberkörper, ich hörte ein schweres Keuchen. Der Abend war klar geblieben, aber die tiefstehende und lohrote Sonne schraffierte den Anblick mit Schatten und Feuer, entflamte das Laub der Weiden. In diesem Schillern erschien plötzlich das Gesicht einer Frau, die mit dem Kinn beinahe den lehmigen Boden streifte, und mit einem Ruck warf sie ihren Kopf in den Nacken, dass ihr volles Haar nur so flog. Die Luft war warm, feucht ... Es waren die letzten milden Tage des Jahres, ein »Altweibersommer«, den der Südwind gebracht hatte.

Ich wollte gerade weitergehen, als sich nach einem heftigen Stoß die Zweige auftaten und die Frau hervorkam, mich mit einem beiläufigen Nicken grüßte und schnell ihr über die Knie gehobenes Kleid zurechtstrich. Linkisch grüßte ich zurück, ihr Gesicht, auf dem mal die Strahlen der untergehenden Sonne, mal dunkle Schatten

lagen, konnte ich jedoch nicht richtig erkennen. Vor ihren Füßen ringelte sich, zusammengesackt wie ein Ertrunkener, ein großes Fischernetz, das sie soeben herausgezogen hatte.

Einige Augenblicke standen wir wie angewurzelt da, vereint in einer anrühigen Komplizenschaft, als wären wir bei einem hastigen Geschlechtsakt an einem wenig geschützten Ort oder bei einem Verbrechen ertappt worden. Ich betrachtete ihre nackten, vom Lehm geröteten Füße und das volle Netz, das ruckte und zuckte: Schwerfällig wanden sich darin einige grünliche Hechte, und über ihnen wölbte sich ein langer, schwarzer Leib, der sich im Flottholz verfangen hatte und den ich zuerst für eine Schlange hielt (zweifellos ein Aal oder ein junger Wels). Aus diesem Haufen von Netz und Fischen tröpfelte es, das Wasser vermischte sich mit dem gelbroten Schlamm und floss wie ein dünner Blutfaden in den See. Es war schwül, als stünde ein Gewitter bevor. Die stehende Luft hielt uns in einer Starre gefangen, in einer alpträumhaften Bewegungsunfähigkeit. Und es herrschte das spontane stillschweigende Einverständnis, dass in dieser rot und gewaltig hereinbrechenden Nacht alles möglich war zwischen diesem Mann und dieser Frau. Absolut alles. Und dass nichts und niemand sie davon abhalten konnte. Sie konnten sich neben dem Gewirr des Netzes ausstrecken, sich hingeben und ihrer Lust frönen, während die Leiber in den Maschen im Todeskampf lagen ...

Ich machte mich schnell davon mit dem Gefühl, in dem Moment aus Feigheit gekniffen zu haben, in dem uns

das Schicksal an einem Ort oder in einem Gesicht entgegentritt. Dem Moment, in dem der Zufall uns einen kurzen Blick auf sein dunkles Geflecht aus Ursachen und Wirkungen gestattet.

Die Strafe folgte auf dem Fuß. Eine Woche später brachte ein Nordostwind den ersten Schnee, als wollte er uns diese wenigen Tage im Garten Eden vergelten. Eine recht milde Strafe aus schwindelerregenden, leuchtenden weißen Wirbeln, die zwar die Grenzen zwischen Wegen und Feldern verwischten, die Leute aber mit dem Zauber des unaufhörlichen Flockengestöbers heiter stimmten. Die schneidende, bitterkalte Luft schmeckte nach neuer Hoffnung, nach einer Glücksverheißung. Die Böen fegten Unmengen von Kristallen auf die schwarze Oberfläche des Sees, der das zarte Weiß wieder und wieder in seine Tiefen riss. Aber die Ufer waren schon hell vom Schnee, und die schlammigen Schmissee, die unser Lastwagen auf der Straße hinterließ, wurden schnell weiß zugepflastert.

Der Fahrer, mit dem ich oft von einem Dorf zum nächsten fuhr, nannte sich ironisch »die erste Schwalbe des Kapitalismus«. Otar, ein Georgier von ungefähr vierzig Jahren, hatte heimlich einen Pelzhandel betrieben und war aufgrund einer Denunziation im Gefängnis gelandet; jetzt befand er sich auf Bewährung draußen und war mit diesem alten Lastwagen mit wurmstichigen Rüstleitern in den Norden des Landes geschickt worden. Es war Mitte der siebziger Jahre, und »die erste Schwalbe des Kapitalismus« war aufrichtig der Meinung, er sei noch ziemlich gut

dabei weggekommen. »Außerdem kommen hier auf einen Kerl neun Weiber«, wiederholte er häufig mit glänzenden Augen und gierigem Lachen.

Er sprach ununterbrochen von Frauen, er lebte nur für Frauen, und ich vermutete, dass er selbst mit seinem Pelzhandel kein anderes Ziel verfolgt hatte, als Frauen ein- und auszukleiden. Im Übrigen intelligent und nicht ohne Sensibilität, übertrieb er es natürlich mit seinem Schürzenjäger-Credo, denn er wusste, dass die Russen genau dieses Bild von den Georgiern hatten: reiche und primitive Frauenhelden, monomanische Sexbesessene. Er gab diese Karikatur wie Ausländer, die häufig vom Tourismus geprägte Klischeevorstellungen über ihr Heimatland nachäffen, um das Publikum nicht zu enttäuschen.

Trotz dieses Spiels war für ihn der weibliche Körper natürlich, logischerweise, die einzige Sache, für die es sich zu leben lohnte. Und es wäre die schlimmste Folter gewesen, dies keinem wohlwollenden Freund anvertrauen zu können. Wohl oder übel übernahm ich diese Rolle. Dankbar war Otar bereit, mich zum Nordpol mitzunehmen.

Ich weiß nicht wie, aber es gelang ihm, sich in seinen Erzählungen nicht zu wiederholen. Allerdings ging es immer um dasselbe, nämlich Frauen, die er begehrt, verführt, besessen hatte. Er nahm sie im Liegen, im Stehen, zusammengekrümmt in seiner Fahrerkabine, mit dem Rücken an der Stallwand zwischen schläfrig wiederkäuenden Kühen, auf einer Lichtung neben einem Ameisenhaufen (»Uns beiden schwoll der Hintern von diesen

Mistviechern!«), im Dampfbad ... Seine Sprache war zugleich ungeschliffen und blumig: Er »riss diesen dicken Arsch auseinander wie eine Wassermelone«, »im Dampfbad schwellen die Brüste, da nehmen sie zu, ja, da gehen sie auf wie Hefeteig«, oder: »Ich habe sie gegen einen Kirschbaum gedrückt, und beim Stoßen habe ich sie so geschüttelt, dass es Kirschen auf uns regnete und wir ganz rot vom Saft waren ...« Eigentlich war er ein echter Poet des Liebesakts, und die Aufrichtigkeit seiner Ekstase beim Anblick des weiblichen Körpers rettete seine Berichte vom Koitus der Wiederholung.

Einmal war ich so unvorsichtig, ihn zu fragen, wie ich herausfinden könne, ob eine Frau bereit sei, auf meine Annäherungsversuche einzugehen oder nicht. »Ob sie bumst oder nicht?«, rief er und riss dabei das Lenkrad herum. »Ist doch ganz einfach, du stellst ihr eine einzige Frage ...« Als guter Schauspieler zog er die Pause in die Länge, offensichtlich hochofren, einen jungen Tölpel unterweisen zu können. »Du musst nur eins wissen: Isst sie Bückling oder nicht.«

»Bückling? Wieso denn das?«

»Na, wenn sie Bückling isst, hat sie Durst ...«

»Ja, und?«

»Und wenn sie Durst hat, trinkt sie viel Wasser.«

»Verstehe ich nicht.«

»Wenn sie viel Wasser trinkt, muss sie pinkeln, klar?«

»Ja, und dann?«

»Wenn sie pinkelt, muss sie eine Möse haben.«

»Klar, aber ...«

»Und wenn sie eine Möse hat, dann bumst sie!«

Er brach in dröhnendes Gelächter aus, das das Brummen des Motors übertönte, gab mir mehrere Klaps auf die Schulter und achtete nicht mehr auf die Straße, über die der Wind fegte. Es war genau an jenem Tag Anfang September, als der erste Schnee fiel. Wir waren in einem Dorf angekommen, das verlassen schien und das ich nicht wiedererkannte. Weder die unter der Schneedecke verklärt aussehenden Isbas noch das völlig verschneite Seeufer.

Otar bremste, packte einen Eimer und ging zu einem Brunnen. Sein vorsintflutlicher Lastwagen schluckte seltsamerweise ebenso viel Wasser wie Benzin. »Wie die Kleine mit den Bücklingen«, witzelte er und zwinkerte mir zu.

Wir wollten gerade weiterfahren, als sie erschienen. Zwei Frauen, die eine groß und eher jünger, die andere winzig und alt, kletterten den Hang hinauf, der vom See zur Straße führte. Sie hatten ein Bad in der winzigen Isba genommen, aus deren Kamin noch ein Rauchsleier aufstieg. Für die Alte war der Weg beschwerlich, sie kämpfte gegen die Windstöße, wendete das Gesicht ab wegen den Schneeböen. Es sah fast so aus, als würde ihre Begleiterin sie hochheben. Letztere war mit einem langen Soldatenmantel bekleidet, wie man ihn früher bei der Kavallerie trug. Ihr Kopf war unbedeckt (vielleicht hatte sie, vom Schnee überrascht, ihren Schal der alten Frau gegeben), und unter dem groben Stoff des Mantelkragens schien

ihr Hals von fast kindlicher Zartheit zu sein. Als sie die Straße erreichten, schlugen sie den Weg ins Dorf ein, und nun sahen wir sie von vorn. Genau in diesem Moment riss ein jäher Windstoß einen Schoß des Soldatenmantels zur Seite, und wir erblickten den weißen Busen, den die Frau schnell wieder bedeckte, indem sie missmutig die Revers ihres Mantels zusammenzog.

Otar vergaß, den Motor anzulassen, und starrte aus der offenen Fahrertür. Ich rechnete mit seinen üblichen Bemerkungen. »Im Dampfbad schwellen die Brüste ...« Ich war mir sicher, dass sich gleich ein Schwall von Scherzen und schlüpfrigen Worten jenes Kalibers über mich ergießen würde. Und zum ersten Mal hatte ich das Gefühl, dass ich dieses Geplapper, so fröhlich und gutmütig es sein mochte, nur schwer ertragen könnte.

Aber er gab keinen Laut von sich, hielt mit beiden Händen das Lenkrad fest und die Augen auf die beiden weiblichen Schatten gerichtet, die allmählich in den Böen verschwanden.

Seine Stimme ertönte im selben Augenblick, als der Motor aufheulte und der Schlamm unter den Rädern hochspritzte.

»Verdammte Vera! Sie wartet und wartet! Immer und ewig ... Hat ihr ganzes Leben weggeschmissen wegen dieser Warterei! Ist doch einerlei, ob er gefallen ist oder vermisst wird. Man weint, na klar, meinetwegen kippt man einige Wodkas, man trägt Trauer, schön und gut, so ist es Brauch, aber danach beginnt man wieder zu leben. Das Leben geht weiter, Himmel, Arsch und Zwirn! Sie

war sechzehn, 1945, als er an die Front kam, und seitdem wartet sie, es hat nie eine zuverlässige Meldung vom Tod des Typen gegeben. Sie hat sich hier vergraben mit den ganzen alten Weibern, um die sich kein Mensch mehr kümmert und die sie halbtot in den Wäldern aufsammelt. Sie wartet ... Und das seit dreißig Jahren, verflixt noch mal! Und hast du gesehen, wie schön sie noch ist?«

Er schwieg, dann warf er mir einen grimmigen Blick zu und rief mit schneidender Stimme: »Das ist keine Bücklingsgeschichte, Arschloch!« Fast hätte ich im selben Tonfall geantwortet, denn ich dachte, der Fluch habe mir gegolten, aber ich sagte nichts. Die Verzweiflung, mit der er mit der flachen Hand auf das Lenkrad schlug, zeigte mir, dass er sich über sich selbst ärgerte. Sein bronzefarbener Teint verschwand, das Gesicht wurde grau. Ich spürte, dass er sich mit aller Gewalt dagegen sträubte, diese Frau zu verstehen, und zugleich, als echter Hinterwäldler, ihrem Warten jene fast heilige Verehrung entgegenbrachte, die man einem Gelübde, einem Schwur schuldig ist ...

Wir schwiegen, bis wir in der Stadt waren, der Bezirkshauptstadt, in der ich ausstieg. Auf dem Marktplatz, der im Schneematsch versank, trat gerade ein junges Hochzeitspaar in Begleitung seiner Angehörigen aus einem Verwaltungsgebäude und schickte sich an, in den ersten Wagen eines mit Bändern und Schleifen geschmückten Hochzeitszuges zu steigen. Über dem Flachdach und einer ausgebleichten roten Fahne zogen Wildgänse in Dreiecksformation am Himmel vorüber.

»Weißt du, alles in allem hat diese Vera vielleicht sogar recht«, sagte Otar, als er meinen Händedruck erwiderte. »Außerdem steht es weder dir noch mir zu, sie zu beurteilen.«

Ich wollte sie gar nicht »beurteilen«. Einige Tage nach unserer Begegnung im Schneegestöber sah ich sie allerdings von weitem wieder, als sie die Böschung am See entlangging.

Der Tag war klar und eisig, nach den letzten Zuckungen des Sommers, der sich zwischen Hundstagen und Schneeböen gesträubt hatte, hielt der Herbst Einzug. Der Schnee war geschmolzen, der Boden trocken und hart, die Blätter der Weiden glitzerten wie Goldplättchen am blauen Himmel. Ich fühlte mich aufgenommen von den sonnendurchfluteten Feldern, vom dichten Schatten des Waldes, von den Fenstern einiger Isbas, die mich wohlwollend und melancholisch anstarrten.

Ich entdeckte sie am anderen Seeufer: ein dunkler Strich inmitten der kalten, goldenen Glut. Ich sah ihr lange hinterher, verblüfft von einem einfachen Gedanken, bei dem sich jedes weitere Nachdenken über ihr Schicksal erübrigte: »Eigentlich weiß ich alles über diese Frau. Ihr ganzes Leben liegt vor mir versammelt in dieser fernen Gestalt, die am See entlanggeht. Eine Frau, die seit dreißig Jahren, seit jeher, auf den Mann wartet, den sie liebt.«

Am nächsten Tag wollte ich zum Weißen Meer wandern. Eine der alten Dorfbewohnerinnen wies mir den halb zu-

gewucherten Weg durch den Wald und versicherte mir, sie selbst habe in ihrer Jugend einen halben Tag für die Strecke gebraucht, doch ich mit meinen langen Beinen ... Kurz vor der Küste kam ich vom Weg ab. Ich wollte einen Hügel umgehen und geriet in ein nasses Torfmoor, ich watete durch brackiges Wasser, aus dem ein starker Sumpferuch aufstieg. Das Meer war sehr nahe, ab und zu blies sein Windhauch den scharfen Geruch des stehenden Gewässers fort ... Aber die Sonne sank bereits, ich musste umkehren.

Meine Rückkehr ähnelte einer heillosen Flucht. Unbekannte Wege, ungeplante Richtungswechsel, die lächerliche Furcht, mich allen Ernstes zu verirren, und diese Spinnennetze, die ich mit dem salzigen Schweiß von meinem Gesicht wischen musste.

Ganz unverhofft, wie in einem Traum, erschienen auf einmal das Dorf und der See vor mir. Es war ein friedlicher Traum, erhellt vom fahlen Licht des Sonnenuntergangs. Ich setzte mich auf einen großen Block aus Granit, der früher einmal die Grenzen eines Gutshofs markiert haben musste. In wenigen Sekunden stieg Müdigkeit in mir auf und verscheuchte sogar den Ärger darüber, dass ich mein Ziel nicht erreicht hatte. Ich fühlte mich leer, abwesend, als wäre nur dieser langsame Blick von mir übriggeblieben, der schwerelos über die Welt glitt.

Dort, wo sich die Straße, die zur Bezirkshauptstadt führte, und der Weg ins Dorf gabelten, sah ich Vera. An der Abzweigung stand ein Pfosten, an dem ein kleines Schild mit dem Namen des Dorfes befestigt war: Mirno-

je. Darunter hing ein Briefkasten, der meistens leer war, manchmal eine örtliche Tageszeitung beherbergte. Vera ging zu dem Pfosten, öffnete den Weißblechdeckel des Briefkastens und griff hinein. Selbst aus der Ferne spürte ich, dass dies keine mechanische Handbewegung war, dass sie noch immer nicht zu einem Automatismus geworden war ...

Ich erinnerte mich an unsere erste kurze Begegnung Ende August. An das große Fischernetz, den Blick einer Unbekannten, ihren vor Anstrengung glühenden Körper. An meine Gewissheit, dass zwischen uns alles hätte geschehen können. Und an das Gefühl, eine Gelegenheit verpasst zu haben. Ich hatte es in meinem Tagebuch festgehalten. Diese Aufzeichnungen erschienen mir nun völlig unpassend. Die Frau, die in dem rostigen Briefkasten nach einem Brief suchte, lebte auf einem anderen Stern.

Als sie näher kam, grüßte sie mich von diesem Stern aus, lächelte mir zu, ging zu ihrem Haus. Ich dachte an ihr Warten, und zum ersten Mal erschien mir dieses Schicksal weder seltsam noch außergewöhnlich.

»Eigentlich warten alle Frauen ihr ganzes Leben wie sie«, formulierte ich ungeschickt. »Alle Frauen in allen Ländern, zu allen Zeiten. Sie warten auf einen Mann, der dort, am Ende der Straße, im klaren Licht des Sonnenuntergangs kommen muss. Auf einen Mann mit festem, ernstem Blick, der von einem Ort, der ferner ist als der Tod, zu einer Frau kommt, die trotzdem gewartet hat. Und alle, die nicht warten, sind bloß Bücklingsesserinnen!«

Die Streitbarkeit einer solchen Schlussfolgerung war wohlthuend für mich, denn nicht zuletzt war ich wegen einer Frau, die nicht warten konnte, in dieses Dorf gekommen.



Andreï Makine

Die Frau vom Weißen Meer

Roman

Taschenbuch, Broschur, 192 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-35268-1

Diana

Erscheinungstermin: November 2009

Eine zutiefst anrührende Liebesgeschichte und stimmungsvolle Bilder, die man nicht vergisst!

Es ist September, Altweibersommer, die Sonne strahlt über dem Dorf am Weißen Meer. Seit dreißig Jahren wartet die Lehrerin Vera hier auf die Heimkehr ihrer ersten großen Liebe. Der Sechzehnjährige rückte als einer der Letzten in den Zweiten Weltkrieg ein – und ist seither verschollen. Dennoch hält Vera ihm die Treue. Bis sie einem jungen Schriftsteller begegnet, der alles daransetzt, ihr Herz zu erobern ...